Augen; die man gar nicht schildern kann, so raffiniert sind sie ausgeführt. Trotzdem will sie wieder zurück, es ist hier zu ruhig, hier ist ja „nichts zu tun". Angst vor der Nähe Belgiens? Sie zuckt die Achseln, wir sind unter gutem Schutz, in der Nähe eines großen Schlachtfeldes kann uns nichts passieren. Dasselbe Vertrauen haben die Bewohner des Saarbrücker Kreises, niemand verläßt seinen Posten, sie bleiben ruhig, denn „siegen werden wir ja sicher", schreiben sie, und dann, sie haben ja schon einmal den Krieg in der Stadt gehabt und Kanonendonner gehört.

Aber es gibt auch Unvernünftige, es kommen Frauen auf der Post an, die sich wie die Wahnsinnigen geberden, weil sie vier Tage lang nichts von ihrem Mann gehört haben, denke, vier Tage! Sie glauben, die Post verheimliche ihnen Nachrichten, verstecke die Briefe, die Offiziersdamen würden bevorzugt. Sie wissen nicht, daß diese ebenfalls warten, daß sie zwei Wochen schon von ihren Gatten getrennt sind, ohne zu wissen, wo er ist, sie ahnen nicht einmal, ob er nach Osten oder Westen gekommen ist, aber sie warten ruhig, weil es Kriegszeiten sind, in denen muß man Geduld haben.

Und alle warten wir mit ihnen, wir wollen keine Depeschen von Siegen, die nicht stattgefunden haben, diese würden das Vertrauen eines Volkes erschüttern, das an Wahrheit gewöhnt ist, wir wollen nichts beschönigt, gefärbt oder verheimlicht haben, die Verlustlisten liegen schon auf, und wenn man einmal ein paar Tage nichts hört von Schlacht und Sieg, so sollen wir nicht verzagen, es ist eine gerechte Sache, für die wir kämpfen.

Aus der Welt der Frau.

Frauen vor die Front.

Nicht nur im symbolischen Sinne, sondern im wörtlichen wollen sich jetzt Frauen in der Front betätigen. An leitende Heeresstellen und an die Presse sind verschiedentlich Gesuche oder Aufrufe von Frauen gegangen, die darum bitten, im Waffengebrauch unterwiesen und in die Reihe der Kämpfer eingestellt oder zur Verteidigung der heimatlichen Scholle ausgebildet zu werden. Es ist begreiflich, daß zahllose Frauen jetzt ebenso gerne mit ihrem Leben für ihr Vaterland einstehen würden, wie es in bewundernswertem Heldenmut die deutschen Männer tun, ein Aufruf an weibliche Kriegsfreiwillige würde eine ungeahnte Flut von Meldungen zur Folge haben, so stark und heiß ist der Wunsch, dem von allen Seiten angegriffenen Vaterland zu dienen. Dennoch würde eine Verwirklichung solcher Anerbietungen nicht nur keinen Segen bringen, sondern das größte Unheil heraufbeschwören. Die Aufstellung von Frauentruppen für den einen Feldzug seitens einer Nation würde selbstverständlich die Gegner zu gleichen Maßnahmen berechtigen, die Völker würden also nicht nur bis zum letzten Mann, sondern bis zur letzten kampftüchtigen und kampffähigen Frau weiter kämpfen, und zweifellos verfügt auch das Ausland, besonders England, über ungeheuere Zahlen körperlich gut durchgebildeter, zu allem entschlossener Frauen.

Wir lieber sich aber Frauen rüsten wollen, um die heimatliche Erde bei einem etwaigen Einbruch des Feindes in unser Land mit der Waffe in der Hand zu verteidigen, muß diesem Gedanken mit aller Energie entgegengetreten werden, so patriotisch er scheint. Bewaffnete Frauen bedeuten nach den Grundlagen des Völkerrechts nichts anderes als Franktireurkrieg in furchtbarster Form. Die belgischen Behörden haben in verdammenswerter Weise den bewaffneten Widerstand der Bürger, auch der Frauen, unterstützt — die furchtbaren Folgen sind nicht ausgeblieben. Der Zwang zu den schwersten Maßregeln, bei denen Unschuldige mit Schuldigen leiden mußten, und doch hatte man gewiß auch diesen Männern und Frauen gepredigt, sie sollten mit den Waffen in der Hand die Eindringlinge von ihrer Heimat abwehren. Aus solchen entsetzlichen Ergebnissen müssen wir lernen, sie zeigen aufs deutlichste, daß die herrliche Begeisterung unserer Frauen in andere Bahnen gelenkt werden muß. Ihre große Aufgabe besteht darin, inmitten dieser blutigen Zeiten durch zielbewußte Ruhe die Sicherheit im Lande fördern, ihre besten Kräfte einzusetzen nicht nur zur Fürsorge für die Verwundeten, sondern auch für die Abwehr der Not.

Auch ein tapferer und beherzter Soldat.

In dem „Offenbacher Abendblatt" findet sich folgende hübsche Schilderung unter der Spitzmarke „Ein Sonntagsbild von einst und eins von heut": In den einigen Wochen, als noch Frieden war, führte mich eines Sonntags die Werbepflicht draußen hinter dem Wildhofe an einer üppigen Waldwiese vorbei. Droben am Waldrand hatte sich eine Familie sonntäglich gelagert. Die junge Frau saß mit größter Aufmerksamkeit den Unterhaltungsspiel ihrer Zeitung. Ihr Mann aber balgte sich auf der sonnenübergläntzten Wiese mit seinen drei drolligen lustigen Buben. Er schnaubte furchtbar, und der Jüngste krähte immerfort entzückt: „Papa Elefant! Papa Elefant!" Bis die Mutter plötzlich aufsah und streng über die Wiese rief: „Aber macht's doch net so an Kalloh!" Da wurde der Elefantenvater plötzlich still und die drei Bubchn mit ihm. Gleich darauf aber schnaubte er wieder furchtbar, und die Kinder lachten hell auf, und der Jüngste konnte wieder entzückt kreischen: „Papa Elefant. Zufällig schritt ich am letzten Sonntag wieder über dieses Wiesenland. Und horch: die muntern Stimmen der drei Buben klangen an mein Ohr. Aber diesmal spielte die Mutter den Elefanten, schnaubte, reckte sich und machte allerlei Späße. Und die Kinder lachten und quiekschten und klatschten in die Hände. Mit einem Male griff mir dieses Bild der Fröhlichkeit ans Herz. Wo war der Vater? Ich schritt näher hin. Die Mutter belustigte ihre Kleinen weiter, bliebte mich aber an. „Eingerückt" sagte ich leise im Vorübergehen. Und sie nickte. Schnaubte aber gleich wie ein richtiger Elefant und spaßte weiter und ließ die Kinder lachen und tollen, jubelte und jauchzen — auch sie in ihrer Art ein tapferer und beherzter Soldat.

Ein Brief des Marschalls Vorwärts an seine Gattin.

Im gegenwärtigen Augenblick, wo Millionen deutscher Frauen täglich und stündlich der Nachrichten harren, die ihnen die Feldpost bringen soll, wo mitten aus blutigen Kämpfen Worte der Liebe und Treue kostbarer denn je in die Heimat gesandt werden, wird es besonders interessieren, hundertjährige Erinnerungen heraufzubeschwören. Eine ganze Reihe von Dokumenten aus den Befreiungskriegen ist uns erhalten, es soll hier ein Brief Blüchers, des Marschalls Vorwärts, ohne den die Engländer niemals die Schlacht bei Waterloo gewonnen hätten, folgen. Dieser Brief ist unmittelbar nach der Völkerschlacht bei Leipzig die vom 16. bis 18. Oktober währte, geschrieben. Bemerkenswert ist an ihm die große Schlichtheit und Einfachheit, mit der Blücher seinem „lieben malchen" eine Waffenlat berichtete, die von unvergänglicher und unübertrefflicher Bedeutung für die Weltgeschichte ist. Wenn wir in diesen Tagen die einfachen und knappen Meldungen lesen, mit denen unser Generalstab die ungeheuren Heldentaten unserer Krieger in Ost und West meldet, so erinnert uns das gleichfalls an die bescheidene Haltung des Feldmarschalls Blücher, er zeigt auch, wie grundlos alle Befürchtungen vor einer Entartung oder einem Niedergang des deutschen Volkes waren, das nichts eingebüßt hat am Kern seines Wesens, an seiner aufrechten, tapferen, schlichten Gesinnung.

Lützen, den 20. Oktober 1813.

liebes malchen,

gestern konnte ich nicht Schreiben, ich wahr zu müde; aber mein Freund Gneisenau hat an dich geschrieben und gesagt, daß ich gesund bin. Den 16ten habe ich dem Feinde vor Leipzig bei dem Dorff Mödern wieder eine Schlacht geliefert, 4000 gefangene gemagt, 46 Canonen, ein adtler und verschiedene Fahnen erobert, den 18. warff ich den Feind in Leipzig hinein und nahm 4 Canonen, den 19. und 20. (es soll heißen den 18. und 19.) ist die größte Schlacht geliefert, die ni nff der erde stadt gefunden hat. 600 000 man kemften mit einander: um 2 uhr nachmittag nahm ich Leipzig mit Sturm, der König von Sazen und alle generalls der Franzosen wurden gefangen, der Polnische Fürst Poniatowski Ertrank. 170 Canonen wurden erobert und gegen 40 000 man gefangen. Napoleon hat sich gerettet, aber er ist noch nicht durch; diesen Augenblick bringt meine Cavallerie wider 2000 gefangene, die ganze Feindtlige armee ist verlohren, der Kaiser von Rußland hat mich in Leipzig uff öffentlichen markt geküst und den befreier Deutschland genannt, auch der Kaiser von Oesterreich überhäufte mich mit lob und mein König dankte mich mit tränen in den augen, da mich der Kaiser kein orden mehr geben kann, so erhielt ich von ihm einen goldenen Degen mit Brillanten besetzt, den man einen großen wehrt gibt. in diesem Augenblick bin ich nuhr 10 Meilen von Fritze, und da nun alles wider frei ist, so kannst du mit Fritze correspondiren und ihr könnt auch aufhalten, wo ihr woldt; ich schlage euch Leipzig vor, es ist ein angenehmer Ohrt, und da ich Leipzig, welche man in Brand schißen wollte, dadurch gerettet, daß ich verboht, keine Granaten hinein werffen, so wird man euch uf Henden tragen. Schreib mich dein Entschluß, aubt quartier will ich Dich dau besorgen; ich gehe mit meine armed durch thüringen nach westphalen, und meine Truppen sollen heude in münster sein. gott mit dich. lebenslang dein

Blücher.

Einen Landsturm der Frauen

zur Bewältigung der inneren Kriegsarbeit möchte Frau Marie Louise Becker-Kirchbach einberufen sehen. Sie wendet sich mit ihrem Aufruf an die Behörden, die Kriegsleiter und die Regierung. Sie sieht nur ein Dankabtragen darin, weil Gymnasium und Studium den Frauen erschlossen ward, daß sie nun auch arbeitsbereit und, vom Feuer und Opfermut der großen Zeit ergriffen, überall im Verwaltungsdienst für den in das Feld ziehenden Mann als Ersatz eintreten. Marie Luise Becker meint, daß in den Verwaltungs- und Versiegungsbureaus und den Kleiderkammern wohl Posten wären, die die Frauen ausfüllen könnten. Sie meint, daß die Frauen die Dolmetscherarbeiten übernehmen könnten und auch im Train Obliegenheiten zu erledigen wären, denen sie gewachsen sind. Das wäre der Kriegsdienst, wie sie ihn sich für die geistig geschulte und vorbereitete Frau denkt, eine Mobilisierung, zu der sie die deutsche Frau herangezogen sehen möchte.

Lustige Ecke.

Zustimmung. „Ich gebe nichts auf Schönheit und auf Reichtum," sagte sie, „der Mann, den ich heiraten werde, muß ein Held sein." „Du hast recht, meine Tochter," antwortete der Vater, „das muß er sein".

Der Trieb der Selbsterhaltung. Vor Gericht stand ein Mann, der Schweine gestohlen hatte, und erwartete seinen Urteilsspruch. Der würdige Richter bemerkte, daß seit einiger Zeit das Schweinestehlen eine wahre Epidemie geworden wäre und daß man ein Exempel statuieren müsse. „Sonst," so schloß er, „kann keiner von uns mehr sicher sein."

Grammatik. Lehrer: „Thomas, sage mir einen Satz, und dann wollen wir ihn in die Befehlsform bringen." Thomas: „Das Pferd zieht den Wagen." Lehrer: „Gut. Jetzt sage den Satz in der Befehlsform." Thomas: „Pil = hüt"

Knackmandeln.

Lösung des Rätsels aus Nr. 36:

Kante, Saul, Abel, Auge,
Kant, Esau, Labe, Lauge.

Wir haben so viele richtige Auflösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser zu veröffentlichen.

Die Prämie: Denkwürdige Erlebnisse des Artur Gordon Pym, Roman von Edgar Allan Poe,

entfiel auf **Julius Heinrich Graupner,** hier.

Logogriph.

Es ist an diesem Tisch zu sehen.
Sonst stünd' er ganz gewiß nicht hier.
Mit andrem Kopf trägt's manche Dame;
Es stammt von einem großen Tier.

Prämie: Schmelings Erben, Roman von Wilhelm Berger.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Donnerstag früh** an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Skataufgabe.

a b c d die 4 Farben; A Aß; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die 3 Spieler.)

Es wird obligater Ramsch gespielt. V. würde auf folgende Karte Null ouvert gewonnen haben:

aK, D, 9, 8, 7; bB; cK, D, 9, 8.

Deutsch.

Französisch.

Treff-König, Treff-Dame, Treff-Neun, Treff-Acht
Treff-Sieben, Picque-Acht, Coeur-König, Coeur-Dame,
Coeur-Neun, Coeur-Acht.

Da aber nur Ramsch gespielt wird, fängt V. den Ramsch. Er zieht bB an und erhält 25 Augen mehr als beide Gegner zusammen. M. bekommt 5 Augen mehr als H. Wie sahen die Karten? Wie war der Gang des Spieles?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 32.

Kartenverteilung:

V. cl0, K, D, 9, 8, 7; bA, 10, 9, 8.
M. a, b, c, dB, aA, D, 9; cA; dl0, D.
H. aK, 7; bK, D, 7; dA, K, 9, 8, 7.
Skat: a10, K.

Spiel:

1. V. cD, cA, aS (— 14). — 2. H. bD, bA, aD.

Der Spieler bleibt am Stich, bis er selbst mit d kommt:

V. dD, dK, c10 (— 17). — H. dA, b10, d10 (— 31).

Damit haben die Gegner 62. Abwerfen im 2. Stich würde dem Spieler nichts nützen.

Druck und Verl.: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Knoll, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 37 | **Halle a. S., Sonntag, den 13. September** | **1914**

An Euch Mütter.

Ihr Mütter alle, die Ihr hinwartend bangt
Und jetzt daheim am Ungewissen krankt
Um Eure Söhne: Kelche Eures Bluts
Stumm dargebracht und ohne Gebärde des Muts —

Ihr Mütter, die Ihr nicht wollen dürft, nur tragen,
Die Ihr nur Wunden heilen dürft, nicht schlagen,
Die Ihr, nicht kampftoll im Wirbel mitgerissen,
Nur qualverwachte Nächte durch, auf Kissen
Den Schrecknissen des Ahnens hingegeben,
Nachgrübelt Euren fortgeschenkten Leben,
Den Tag der Notdurft opfert, die geblieben,
Von kleinen Pflichten treulich aufgerieben —

Fern jenem Heldensturm, der den Tod verlacht,
Ein Heer von Sorgen nur in den Stuben bewacht:
Ihr Mutterherzen, dies sei Euer Heil:
An jedem Siege habt Ihr gleichen Teil.

Cläre Schmid-Romberg.

Das Eiserne Kreuz.

Von A. Trinius.

Droben im Bergwalde sang der weiche, leise Wind seine Sommermärchen den lauschenden Wipfeln. Und die gaben diese weiter an den grünen Unterwald von Farnen und Beerengestrüpp, an das leuchtende Heidekraut und die darüber summenden Käfer und sich wiegenden Schmetterlinge. Nur das Ohr des einsamen Burschen schien verschlossen gegen die sonnige Kunde, die wie ein süßes Geheimnis den Hochwald durchwehte.

Die Ellbogen in das Moos eingewühlt, den Trotzkopf in die Hände geschmiegt, so lag der Franz Senglaub auf dem Leibe und seine braunen Augen gingen über das rotgedächerte Dorf tief im Grunde, wanderten über Kämme und Kuppen, bis sie sich scheinbar in der dunstzitternden, blauen Ferne verloren. Das weite, unermeßliche Schweigen tat seinen unruhig verstimmten Sinnen wohl. Was sollte er noch fürder in der Welt? Dieser Welt, die ihn herumstieß, die ihn nicht gebrauchen konnte, die ihn halb verlachte, halb verachtete. Der er immer und überall im Wege war? In der Schule hatte er bereits nicht gutgetan. Dann hatte die alleinstehende Mutter ihn bei einem Drechsler in die Lehre gegeben. Da war es nicht besser geworden. Nicht zwei Jahre hatte er es an der Drehbank ausgehalten. Da war er eines Tages wieder daheim eingekehrt und hatte der Mutter bekannt:

„Mach mit mir, was du willst! Aber ich kann nicht anders! Was ich will, weiß ich selber nicht. Besser wär's, ich wär' nie geboren worden!"

Da hatte die Mutter die Schürze gegen die Augen gedrückt und war in die Küche gegangen. Er hatte es dann noch einmal in einer Glashütte versucht. Dasselbe Lied. Da war er für immer daheim geblieben. Er holte wöchentlich zweimal dürres Reisig für das kleine Haus, das die Mutter bewohnte. Er fing heimlich Singvögel, welche er an die fremden Sommergäste des Dorfes unter der Hand verkaufte. Fingerhut und sonstige Arzneikräuter sucht' er zusammen für die Apotheke, wenigstens etwas für den Unterhalt zu schaffen, den im übrigen die Mutter mit Arbeiten für eine Puppenfabrik mühsam erwarb. Nun ging er bereits in das zweiundzwanzigste Jahr. Soldat war er wegen eines kleinen unbedeutenden Fehlers nicht geworden, sie hatten genug ganz gesunde. Dreischichtig und von nervöser Kraft konnte er sogar älter erscheinen. „Könnt' ich niederzwingen," hatte er einmal zu der so stillen Mutter gesagt, „was mich hindert, das zu tun, was andere tun, ich wäre ein besserer Kerl geworden. Aber ich kann es nicht. Weiß nicht, wo anfangen, wo enden."

So blieb er den lauten Vergnügungen der Dorfjugend fern. Er mied den Tanzboden und mied die Mädchen. Nur auf die eine hatte er es heimlich abgesehen. Das war die Lotte Messing, die Tochter des Gemeindedieners. Aber so arm das Mädchen war, sie teilte die Empfindungen des Dorfes für den Tagedieb und Nichtsnutz, den Franz Senglaub. Er hätte ihr wohl gefallen, wäre er ein anderer gewesen. So aber hätte es Spott und Hohn auf sie geregnet, würde sie die Blicke beantwortet haben, die er, so oft er ihr mal begegnete, mit besonderer Wärme und Bewunderung zu ihr sandte. Einen Menschen lieb haben, der nichts ist, nichts werden will . . . . das ging nicht an. Das war nicht Philosophie, das lag im Ehrgefühl.

Der einsame Bursche warf sich herum auf den Rücken. War es nicht besser, freiwillig aus der Welt zu gehen. Da drüben der knorrige Ast an der windgebuckten Fichte . . . . seine Hosenträger würden gut einen Strick ersetzen . . . dann wäre alles vorbei. Doch, doch, die Mutter! Die Mutter, der er bis heute noch keine Freude bereitet hatte. Es würgte ihn plötzlich. Er sprang auf. Urplötzlich war ein seltsames Drängen und Treiben über ihn gekommen. Als müsse sich in der Welt etwas Mächtiges begeben haben. Er betrat einen Fußpfad und eilte in mächtigen Sprüngen hinab ins Dorf.

Schon von weitem sah er erregte Gruppen in der Dorfstraße stehen. Und dann scholl an sein Ohr immer wieder der Ruf: „Krieg! Frankreich und Rußland haben ihn erklärt. Der deutsche Kai-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191409132/fragment/page=0001

for hat die Mobilmachung befohlen!" Krieg! Es hämmerte in seiner Brust. Wirre Gedanken kämpften durcheinander. Als er ins Haus trat, kam ihm bereits die Mutter entgegen. Trübe blickten die Augen.

„Nun wird's leer bei uns!" sprach sie traurig. Was an Männern gesund ist, muß hinaus. Eine furchtbare Zeit kommt. Ich war noch ein Kind 1870, aber alles steht noch deutlich vor mir."

Und es ward leer im Bergdorfe. Erst die Burschen, dann die Männer verließen Heimat, Haus und Bergwald, dem Rufe des Kaisers zu folgen. Die wenigen, welche zurückgeblieben waren, gingen still und fast scheu einher, als schämten sie sich, nicht für die große Sache das Schwert ziehen zu dürfen. Am nächsten Sonntag war ein Kriegs-, Buß- und Bettag angesetzt. Die kleine Dorfkirche war angefüllt mit greisen Männern, Frauen und auch Kindern. Flammend und dann wieder ermahnend ging die Rede des Geistlichen, unterbrochen oft von dem leisen Weinen der Frauen. Er knüpfte auch an den großen Krieg vor 44 Jahren an und deutete dann auf eine an der Wand unter der Empore angebrachte Tafel, die einige eiserne Kreuze mit darunter befindlichen Inschriften zeigte. „Die auf blutigem Felde den Heldentod starben, haben wir dort drüben zu Ehren gebracht, und welche mit dem Kreuz heimkehren durften, blieben hochgeachtet bis zu ihrem Tode. Wer für das Vaterland kämpft, wer für dasselbe stirbt, er hat nicht umsonst gelebt. Seinen Namen tragen wir dankbar weiter von Jahr zu Jahr."

Franz, der unter der Empore Platz genommen hatte, hörte nicht mehr auf das Ende der Predigt. Er vergaß auch in den Choral einzustimmen. Seine Augen schienen sich fest zu saugen an der schlichten Tafel. Er blieb auch noch sitzen, da die Gemeinde hinter dem Brausen der Orgel das Gotteshaus verließ. Das Blut sang ihm in den Ohren, er fühlte sein Herz bis zum Hals hinauf schlagen. Und dann wuchs von innen heraus ein Leuchten auf seinem Gesicht empor. Er hatte ganz die Schritte des Geistlichen auf dem roten Ziegelpflaster überhört. Nun stand dieser vor ihm.

„Franz, was bewegt dein Herz?"

Tief atmete der Angeredete auf.

„Gut machen will ich wieder, was ich bis heute am Leben versündigt habe. Ich fühle mich kräftig genug dazu. Herr Pfarrer: Mitkämpfen will ich! Ein ordentlicher Kerl werden! Ein Kreuz wie die an der Tafel will ich erringen im Kampf fürs Vaterland. Heut' erst weiß ich, zu was ich geboren bin! Ich werde mich freiwillig melden."

„Tu' es, denn du tust recht damit. Für deine Mutter werde ich und die Gemeinde sorgen." Der greise Pfarrer hielt dem Franz die Hand hin. „Zieh' mit Gott und komme als ein Sieger — auch über dich selbst — zurück." —

Als Freiwilliger ward Franz Senglaub sofort genommen. Seine kraftvolle Gestalt hatte besonders Wohlgefallen erweckt. Nun ging's noch für einen Tag heim. Als er Abschied von der Mutter nahm, sprach er getröstend zu ihr:

„Freue dich, Mutter! Freue dich! Mein Lebtag hab' ich nichts getaugt, nichts Rechtes konnt' ich vorwärts bringen. Nun soll's anders werden. Ich werde rasch lernen, denn es drängt mich hinaus in den Kampf. Sie sollen mich hier nicht mehr über die Achseln ansehen. Zum Soldaten bin ich geboren, und kehre ich gesund heim, dann bleibe ich auch ferner Soldat. Und noch eine Bitte. Bin ich fort, bringe meinen Dompfaff der Lotte Messling. Ich weiß, sie hat sich lange einen gewünscht. Sie soll den Vogel in Ehren halten!"

In kurzer Zeit war Franz ausgebildet und durfte mit hinausziehen. Nach Westen ging's. Als er die blaue Bergkette der heimischen Berge entschwinden sah, trat ein stiller Ernst auf sein Gesicht. Jetzt erst fühlte er, wie lieb er die Heimat doch gehabt hatte. Seine Mutter . . . und noch eine andere. Nach Tagen traf die erste Feldpostkarte daheim ein. Freude blitzte aus jeder Zeile. Freude am Soldatenstande und in dem Gefühl, sich selbst endlich zum rechten Wege gefunden zu haben.

„Wir haben die Rothosen ordentlich verklopft," schrieb er vergnügt. „Sie rennen wie die Hasen vor uns her. Schon dreimal war ich im Feuer. Mir geht es gut. Halte dich gesund, Mutter! Tausend Grüße. Wenn du willst, bringe davon einen Gruß dem Dompfaffen. In Liebe dein Franz."

Dann trat eine lange Pause des Schweigens ein. Bei einem Ansturm einer stark vom Feinde besetzten Höhe war Franz schwer verwundet zusammengebrochen. Seinen bedrängten Hauptmann hieb er heraus, nachdem ringsum die Kameraden in Schwoden zu Boden gesunken waren, da traf ihn selbst ein feindliches Geschoß. In einer kleinen elsässischen Stadt war er in das Lazarett gebracht worden.

Es stand bedenklich um ihn. Rasch aber trug seine gesunde Bergnatur doch den Sieg davon. Es kamen Stunden gelinderer Schmerzen und freieren Bewußtseins. In einer solchen war es, daß die pflegende Schwester Hedwig lächelnd zu ihm sprach: „Wenn Sie mir versprechen, recht hübsch artig immer zu sein, so würde ich Ihnen eine gestern eingegangene Karte vorlesen." Mitleid wandte er das blasse Gesicht zu ihr. Da las sie ihm die erste Feldpostkarte der Mutter vor. Mit geschlossenen Augen lag er die Grüße der fernen Heimat ein. „Darunter steht noch etwas," fügte die Schwester hinzu. „Auch der Dompfaff läßt dich vielmals grüßen und du möchtest dich tapfer halten." Da wandte Franz sein Gesicht dem Fenster zu und lächelte leise in den strahlenden Herbstsommer hinein.

Bald dekorierte er der Schwester Hedwig folgende Zeilen nach Hause:

„Ich kann noch nicht selbst schreiben, so tut es die treue Schwester, die mich so gut gepflegt hat. Es geht mir jetzt bedeutend besser und ich hoffe, bald aufstehen zu dürfen. Vorgestern war bei einem Durchmarsch mein alter Hauptman bei mir, den ich in der Schlacht von den Rothosen frei machte. Er hat mir gesagt, daß ich wohl das Eiserne Kreuz erhalten werde und schon zum Unteroffizier ernannt sei. Bin ich erst wieder gesund, so bleibe ich überhaupt beim Militär. Später bekomme ich dann eine Zivilstellung. Frage doch beim Dompfaffen an, ob er kein nettes Unteroffizierfrauchen wüßte. Sei also getrost. Sobald ich völlig heil bin, komme ich auf Besuch heim. Dir und dem Dompfaffen tausend Grüße. Dein dich liebender Sohn Franz."

Bereits eine Woche darauf lief eine Karte aus dem Bergdorfe im Lazarett ein, an Franz Senglaub gerichtet. Zitternd hielt er den Gruß in seiner Hand. Freude leuchtete ihm aus den braunen Augen. Der Inhalt lautete nur kurz:

„Der Dompfaff weiß ein sehr nettes Frauchen für den Unteroffizier Franz Senglaub. Er soll daheim, wenn er gesund ist, ihn aber selbst fragen. Fröhlichen Waidgruß vom Dompfaffen."

Da stieg es wie Dank und Gebet in der Brust des Genesenden herauf.

Gedenktage der Woche.

13. Sept. 1808 Goethes Mutter, Frankfurt a. M. † 1830 M. v. Ebner-Eschenbach, Schriftstellerin, Schloß Zdislavic *
1872 Ludwig Feuerbach, Philosoph, in Rechenberg bei Nürnberg †

14. Sept. 1321 Dante Alighieri, ital. Dichter, in Ravenna †
1812 Napoleon zieht in Moskau ein.
1817 Theod. Storm, Schriftsteller, in Husum *
1829 Friede zu Adrianopel zwischen Rußland und der Türkei.
1911 Der russ. Ministerpräsident Stolypin durch Revolverattentat schwer verwundet.

15. Sept. 1819 Kaiman von den Deutschen besetzt.
1884 Drei-Kaiser-Zusammenkunft in Skiernewice.

16. Sept. 1809 Elf Schillsche Offiziere in Wesel auf Napoleons Befehl erschossen.
1813 Gefecht an der Görde.
1884 Julius Wolff, Dichter, in Quedlinburg *

17. Sept. 1631 Sieg Gustav Adolfs über Tilly bei Breitenfeld.

18. Sept. 1766 Justinus Kerner, Dichter, in Ludwigsburg *
1806 Heinr. Laube, Dichter usw., in Sprottau *

19. Sept. 1870 Zernierung von Paris, Gefecht bei Sceaux.
1911 Der russ. Premierminister Stolypin infolge des Attentats vom 14. 9. 1911 †

Kriegszeiten.

Von Liesbet Dill (Frau v. Drigalski) - Halle.

Wer vergangenen Winter im Ballsaal, auf den Promenaden im Sommer, in Kurorten und Seebädern diese Karikaturen, die Früchte einer vor Ueberhast, etwas Sensationelles, Unerhörtes zu bieten, toll gewordenen Mode gesehen hat, hatte das Gefühl, sich auf einer Maskerade zu befinden. Es war, als denke ein witziger Kopf sich unaufhörliche Narrheiten aus, die er uns ernsthaft präsentierte, als „Letztes aus Paris", und alle Welt drängte sich herbei, hob die Lorgnette an die Augen, um die Wunder zu bestaunen, mit denen uns eine feindliche Nation seit Jahrhunderten beglückt. Schlank war die Parole!

Mit heißem Eifer bemühte man sich, dem Zickzack der Mode zu folgen, wir haben gerabelt, gerubert, geturnt, gefastet, um schlank zu werden oder es zu bleiben, haben Milchtage innegehalten, unsere Nerven ruiniert, und daß die Kuren etwas genützt haben, bewiesen die Erscheinungen, die man auf den Straßen erblickte, das waren keine Menschen aus Fleisch und Blut, Gedankenstriche, Ausrufezeichen, Phantome, Schatten und Skelette. Wenn keine Linie mehr sichtbar war von Busen oder Hüfte, wenn sich um den kaum noch bekleideten Körper ein Rock von höchstens anderthalb Meter Breite schlang, ach, was sage ich von schlingen, hing, dann war man scheu, war schief, war modern. Chinesinnen trippelten auf unmöglichen Absätzen vor uns her, keine Straßenbahn konnten sie besteigen in ihren engen Futteralen, und wenn sie jemand verfolgt hätte, sie wären beim nächsten Laternenpfahl hängen geblieben, hilflos wie es die Chinesinnen dank ihrer verkrüppelten Füße sind. Es lag eine Unlogik darin, diesen nachzueifern, denn der Grund zu den chinesischen Füßen soll tiefer liegen, und in dem untergeordneten Verhältnis der Frau zum Manne zu suchen sein; der Chinese will die Frau hilflos haben, aber wir streben nach Freiheit und Selbständigkeit und dazu muß man freien Schritt und bequemes Schuhwerk tragen.

Man glaubje, sich unter lauter Narren zu befinden. Bald trägt man die Hüte breit wie Wagenräder, bald spitze Türme mit hochstrebenden Federn, die man im Wagen absetzen mußte, bald zog man die Hutkrempen über das linke, bald über beide Augen, es galt im Sommer für unschick, sich ohne Jacke und Federboa auf der Straße zu zeigen, eine dicke Clownrüsche umrahmte den Hals, was starken Damen das Aussehen von dressierten Pudels verlieh, bei dreißig Grad Reaumur. Nach den geschlitzten kamen die eingebundenen Röcke, in denen man envlich, als habe man uns in einen Sack gesteckt und diesen unten zugebunden, man sank es erstickend, bis die Taille zu verlängern bis zu den Schenkeln, man trug Fledermausärmel, weit wie ein Sack, in denen man sich trotzdem nicht einmal ein Taschentuch vom Boden aufheben konnte, alles was häßlich, was verrückt war, wurde auf einmal schön und wurde begeistert aufgenommen, es kam ja von drüben!

Diesen Winter gab es in einer großen westlichen Industriestadt einen Maskenball, auf dem die Eingeladenen als Puppen erschienen, in Röckchen bis ans Knie und fürzer, die Ausnahmeerscheinung des männlichen Geschlechts war naturgemäß auf die, sagen wir Füße, konzentriert, man nannte den Ball dem Beinball. Auf den „mondainen" Tennisplätzen Frankfurts und Homburgs konnte man Damen sehen mit rotgebrannter Brust, frei bis zum Gürtel, den Rock zwischen Tanz und Tango zu Trumpf, weil er aus England kam. . . . Man mußte sich lagen, daß keine Ueberbietung dieser Mode mehr möglich war, das waren die letzten Auswüchse, die letzten Gedanken einer Decadence.

Schon als der Tangorausch, das Fieber des übertriebenen Luxus graffierte, hatte man das Gefühl, daß hiernach ein ernster Umschwung kommen müsse. Er ist schon da, die Mode steht still, Paris schweigt, es hat mit sich selber zu tun, muß Stiefeln machen für seine Soldaten, die man mit Zeugschuhen und zerrissenen Sohlen in den Krieg schickt, weil noch nichts fertig ist, und muß kriegsunlustigen Franzosen die Begeisterung einimpfen für diesen Krieg, der sie eigentlich nichts angeht.

Unsere Begeisterung für französische Kultur hat in diesen Tagen eine kalte Dusche bekommen. Ich glaube kaum, daß man den Eindruck je wieder loswerden wird von den Bildern, die man in Paris gesehen hat, den Szenen, die uns geschildert werden von Menschen in Lackstiefeln und seidenen Kleidern, die sich plötzlich in Kannibalen verwandeln und denen eine unbestimmte Zeitungsnachricht genügt, anständige Deutsche um ihren Habseligkeiten zu verteidigen, ihnen ihr Geld zurückzubehalten und sie zu mißhandeln und zu töten, nur weil es Deutsche sind. Ich glaube, es wird lange dauern, und während dieser Krieg viele Jahre, bis man sich dazu entschließen könnte, eines dieser Länder wieder zu seinem Vergnügen zu bereisen. In allen Deutschen ist zu dieser Stunde etwas aufgeflammt, was lang geschlummert hatte, das Gefühl, Deutscher zu sein, deutsch bis zum letzten Blutstropfen, deutsch zu denken und sich zu fühlen an den Barbaren eines feindlichen Landes, wie sie es getan. Die Hereros waren Ritter dagegen.

Ich glaube, es wird niemand mehr möglich sein, in einem Geschäfte nach französischer Seife, französischer Seide und Kleidern zu fragen, in unseren Schaufenstern verbrängen schon die Modeartikel schwarze leichte Mäntel für Schwestern, blaugestreifte Waschkleider für Pflegerinnen, weiße Kittelschürze für heisende Frauen, Ausrüstungen für die Krankenpflege interessieren uns jetzt und eine zweckmäßige Kleidung, in der wir unsere Glieder rühren können.

Wir werden künftig nicht mehr nach den Ausgeburten Pariser Modekünstler fragen, sondern uns unsere Kleidung selbst schaffen, wie die Wienerinnen es getan.

Jetzt werden auch wohl endlich die französischen Speisekarten von dem Gasthaus und den fürstlichen Tafeln verschwinden „Consommée" und „fôles frites" versteht man nicht mehr, und wenn man eine solche unbeutsche Horte findet, wird man sie dem Wirt hinwerfen und ihn ein nationales Gasthaus suchen, es wird weder „jupes", noch „robes", noch „Manteaux" geben, weder „Lingeriebluse" noch „Plastrons" und es wird uns außerordentlich kalt lassen, ob man in Paris jetzt Gemmen als Schuhschnallen oder den Nasenschleier trägt. Der Luxus hat aufgehört, es hat niemand mehr Interesse dafür und Mittel, heut, wo der Fabrikant, dessen Werk stillgelegt ist, monatelang ohne Arbeit und der Rentner sich von seinen ausländischen Wertpapieren Feuer anzünden, aber kaum Brot kaufen kann, wo man die Goldstückchen sorgfältig bewahrt wie Schätze und das Papiergeld floriert. Es berührt peinlich, in unseren ernsten Tagen aufgeputzte Damen in Konditoreien sitzen zu sehen, und goldene Armbänder und große Ohrringe auf der Straße funkeln. Fort mit dem Schmuck, geht, was ihr entbehren könnt dem Roten Kreuz, daß es Betten schafft für die Verwundeten, die jetzt aus allen Richtungen eintreffen.

Je mehr wir jetzt im Interesse des Vaterlandes tun, desto kräftiger wird sich dieses wehren können und uns schützen können. Wenn wir siegen, kommen Handel und Geschäft wieder hoch, und dann können wir uns alles doppelt zurückkaufen, von dem wir uns schweren Herzens jetzt trennen.

Mit den Ausgaben für Unnötiges wird man jetzt zurückhaltend sein, denn die Lebensmittelversorgung geht vor, wenn wir auch vor einer Hungersnot und Teuerung durch unsere reiche Ernte geschützt sind und durch die Vorsorgen, die die Selbstverwaltungen treffen, so sorgt doch jeder für die nächste Zeit, man soll noch Einquartierung bekommen, heißt es, Massenein quartierung, viele Familien haben ihre Betten für Verwundete zur Verfügung gestellt, oder sich angeboten, Rekonvaleszenten ins Haus zu nehmen, aber man muß die Leute auch verpflegen können. Wie gern würde man alles tun, wenn nur genügend vorgesorgt wäre für lange Zeit mit Lebensmitteln, wenn man sicher wüßte, ob man jederzeit Brot und Mehl, Kaffee und Kakao bekommen könnte, aber jetzt, wo selbst große Geschäfte die Waren nur als Postpakete geschickt erhalten und der Eisenbahntransport noch etwa zwei bis drei Wochen für die Truppen frei bleiben muß, wird es klug sein, sich solche Vorräte ins Haus zu schaffen, die für die Truppen von den Militärbehörden beschlagnahmt werden können. Die Einmachezeit ist da. Macht viel Gemüse ein, die Konservenfabriken stehen teilweise still, nicht weil sie keine Leute, sondern weil ihre Lastwagen und Pferde requiriert sind und diese somit nicht ersetzt werden, sie haben wohl Hände genug, die mitarbeiten können, es werden ja viele Frauen in diesen Fabriken beschäftigt, aber Beförderungsmittel sind nicht vorhanden. Selbstverständlich wird man kaum Pfirsiche und Zwergobst einmachen oder kalifornisches Obst einkaufen, sondern Bohnen, Birnen und Aprikosen, die dieses Jahr ja billiger sind wie Pflaumen, Kirschen, Zwetschen, was man in großen Mengen einmachen kann, ohne zuviel dafür ausgeben zu müssen, die Hausfrau kann sich hierin schlecht beraten werden. Einen Fleischvorrat soll es nicht geben, aber auch Wurstfabriken können nur wenig teure Waren liefern, alle minderen Waren sind anderkauft und die billigen beschlagnahmt.

Gemüse gibt es massenhaft, man wird nahrhafte Gemüsegerichte als Mittagessen bereiten und viel Obst kochen. Von rohem Obst und ungekochtem Wasser wird gewarnt. Unsere Brunnen sind in Ordnung, wir haben gutes Wasser. Gewiß, aber die Darmtrankheiten mehren sich in den letzten Tagen sehr, es ist Ruhr in den meisten Städten. Man bereitet an heißen Tagen Eistees, Fruchtsaft-Teedrank, den man aus kochendem Wasser auf die bereits einmal gekochten Teeblätter gießt, davon können auch die Kinder trinken, ohne Zucker, da nur ungezuckerter Tee den Durst stillt.

Wie wird es mit dieser Befolgung dieser nötigsten hygienischen Vorsichtsmaßregeln gehen in einem Lande wie Frankreich, wo auf dem Land draußen in den engen heißen Straßen auf jedem dritten Brunnen eaux non potable steht, selbst in Lothringen hat man es nicht für nötig gehalten, es ins Deutsche zu übersetzen. Wer in den großen Städten wie Paris, Lyon, Reims in Hotels, in Privatwohnungen oder gar in Pensionen gelebt hat, weiß, daß dem Romanen das Reinlichkeitsbedürfnis nicht angeboren ist und auch, siehe Lothringen, nicht anzuerziehen ist. Jedem, der im Sommer auf den Boulevards von Paris gewesen ist, auf diesen staubbedeckten Straßen, die von Papierfetzen und Obstschalen verunreinigt, einer Sage nach nachts um vier Uhr gesäubert werden, aber niemals sauber sind, muß es Angst werden um die Gesundheit der dort Wohnenden. Wenn sich ein Wind erhebt, treibt er den Staub in die Fenster der Gasthäuser, und bedeckt die kleinen Marmortische vor dem Cafés, der Pariser Wassermangel ist groß, zuweilen sprengt einer der Kellner eine Wasserflasche zwischen die Stuhlbeine, das ist alles, nach vierzehn Tagen legt sich einem der Sand eines heißen Sommers derartig auf die Lunge, daß man kaum noch laut sprechen kann, und der Durst, das ewige Bedürfnis, etwas Nasses zu genießen, befördert die unheimlichen Darmkrankheiten. An den Straßenecken stehen immer noch diese wunderbaren nosoden, aller Sitte ins Gesicht schlagenden Blechschirme, die wie Ofenschirme aussehen, und Bedürfnisanstalten sind, sie befinden sich neben Zeitungsständen, Obstbuden und Blumenständen, man findet gar nichts dabei. In einem großen, sonst sehr sauberen französischen Hotel, das vier Stockwerke mit Zimmern hatte, gab es eine einzige Badestube, noch vor drei Jahren, diese war immer zu haben, sie stand immer offen und man konnte sie jederzeit frei und leer finden.

Auf einem Schlosse Lothringens, es gehört einem französischen Aristokraten, der während des Sommers einige Monate dort lebt, fand sich eine herrliche breite Steintreppe, ein alter streng angelegter Park, große Ehsäle und Salons, und eine Reihe Fremdenzimmer, die darauf deuteten, daß hier während des Sommers oft große Feste, Jagden usw. abgehalten werden und eine Menge Gäste hier wohnen. Eine Badestube war nicht vorhanden, und die bewußte Angelegenheit befand sich neben dem Pferdestall und bestand aus einem engen getünchten Raum und einer Einrichtung aus roh eingefügten Brettern. Von Wasserleitung keine Spur, aber ein Treibhaus, so groß wie eine kleine Luftschiffhalle, war vorhanden, Alleen und Reitwege, Springbrunnen und weißverkieselte Toilettentische, auf denen mit Kronen bestickte Nadelkissen, mullverkriebene Himmelbetten, seidene Louis-quinzesessel Marmorkommode und eine große verstaubte Bibliothek.

In einem feinen Weinrestaurant Nancys befindet sich der Raum sogar direkt neben dem Anrichtetisch, wo die Kellner die Nummern und Pasteten zurechtmachen, die Spülsteine auf den Dörfern führen direkt auf die Straße, im Winter ist die Röhre mit Stroh verstopft, dagegen läuft im Sommer das unsaubere Wasser einfach aus diesen Haus in die Straßenrinne. Man trifft heute noch ganze Dörfer in Lothringen, in denen kein Mensch Deutsch zu sprechen scheint oder Deutsch sprechen will. In der Tat wird in den Schulen noch Französisch und nicht Deutsch gelehrt, und zu Hause mit den Eltern, die kein Deutsch gelernt haben, natürlich auch Französisch. Auf den geschlossenen Läden der unbewohnten Häuser steht à louer, oder à vendre, in dem Café, das sich gewöhnlich in Lothringen und Frankreich auf dem Markt befindet, Café Central, kann man mit Appetit kaum etwas genießen. Wenn man einen Blick in die Küchen der Gasthäuser wirft, wo die Madame im Unterrock und schwarzer Jacke die Speisen bereitet, das Haar noch unfrisiert, liegt man über dem Herd meist die Wäschelistle trocknen, Windeln, Unterzeug hängt über den warmgestellten Tellern. Man geht des Morgens im Negligé, die vornehmste Französin wie die Bäuerin kleidet sich nur zur Straße ordentlich an. Im Sommer, erzählte ein höherer Beamter, der häufig auf dem Land in die Häuser gehen mußte, empfingen mich die Damen meist nur mit einem Hemd bekleidet: „Bitte, kommen Sie nur herein, ich bin noch nicht angezogen!" In Colmar laufen sie auf den Markt in rosa Unterröcken, Pantoffeln und Nachjacken, man findet gar nichts dabei, den ganzen Tag mit aufgewickeltem Haar herumzugehen, oder mit unfrisierten Haaren, und die wenigen Kinder gehen zur Schule in einer schwarzen Alpakkaschürze, die das ganze Jahr nicht gewaschen wird. Auch die wohlhabenden Französinnen empfangen in ihrem Schlafzimmer, das immer ein sehr schönes bequemes Himmelbett, Sofas, Kamine, Sessel und Spiegel enthält, aber keine Waschgelegenheit, sie finden nichts dabei, sich im Unterrock und Nachtjacke über den Hof zu begeben, Badezimmer werden noch heute als ein Luxus empfunden.

Die Franzosen wollen es bequem haben. Wie sie sich mit ihren Haushaltungen nicht halb so viel Arbeit machen wie die Deutschen, so neigen sie überhaupt nicht zu allem, was Entbehrungen und Sorgen und Geldverluste mit sich bringt. Noch im Winter 1912 haben wir alle Franzosen, die ich sprach, versichert, daß sie keinen Krieg wollen, daß Frankreich in steter Furcht sehe, Deutschland wolle den Krieg. Sie haben genug davon und sind auf die Hetzblätter, die immer à Bersin schreien, schlecht zu sprechen.

Kein Beamter, kein Besitzender, kein denkender Franzose will den Krieg, das sind nur die Schreier, die auf den Promenaden Sensation machen, Barrikaden bauen, rote Fahnen schwenken oder die Trikolore, je nachdem, die von der Hand in den Mund leben, denen es gleichgültig ist, was sie mit dem Ausrufen falscher Nachrichten anrichten, die schüren die Volkswut, und stacheln gegen Deutschland auf, gefälschte Depeschen werden herumgereicht, natürlich schlägt die Stimmung der französischen Patrioten rasch in Haß gegen uns um.

„Sie sind noch nicht fertig," sagt man, wir haben ihnen viel zu schnell angefangen, die Schlachten sollten erst am 16. August beginnen, bis dahin sollten Rußlands und Belgiens Festungen uns aufhalten, Gottlich! Man hat drei Wochen zur Einnahme dieser Festung gerechnet, wir haben es an einem einzigen Tag im Sturm genommen, wir haben die Regimenter an allen Grenzen in ihr Land zurückgedrängt, nun sucht man die Siege zu verheimlichen, wie 1870, als alles in Paris über den großen Sieg bei Sedan jubelte, man bringt gefälschte Depeschen, Nachrichten von dem siegreichen Vorgehen Frankreichs, spricht von Deutschlands Wimmern um Frieden. Wenn die Irrenhäuser Deutschland so eifrig bereisten, wie wir Frankreich, die wir oft in die ödesten schmutzigsten Provinznester Frankreichs fahren, um eine gothische Kathedrale zu sehen, dann würden sie uns so viel kennen, daß sie uns diese Feigheit nicht zutrauten, denn wer unsere Soldaten gesehen hat, wie sie ruhig, entschlossen, mit verhaltener Wut auf den Bahnhöfen ihre Wagen besteigen, um an die Grenzen zu rücken, diese stämmigen, hochgewachsenen Germanen, die jemand mit der linken Hand die Kehle zudrücken können, wenn man unwillkürlich denken, diese werden nicht um Gnade bitten, aber sie werden, wenn's ihnen ans Leben geht, wie die Löwen kämpfen fürs Vaterland.

Gestern kamen die Auswanderer an, Polen, die auf dem Imperator bereits auf dem Weg nach Amerika waren, und wieder zurücktransportiert werden mußten, es war ein langer endloser Zug, in den Wagen saßen die Frauen in ihren bunten Kopftüchern, die sie selbst bei dieser Hitze nicht ablegten, kleine Kinder krabbelten an den Fenstern herum, einige Neugeborene von einigen Tagen darunter, ein paar alte Frauen über ihre Rosenkränze gebeugt, beteten, andere lachten und kokettierten mit Jungdeutschland, die sich an dem Zug nützlich machen und Himbeersaft verschenkten. Es war nichts mehr in der Kantine, die Soldaten hatten alles aufgegessen, und dieser Zug war in unserem Fahrplan, der sich nur mit militärischen Beförderungen beschäftigte, nicht vorgesehen, er ging das Rote Kreuz nichts an, denn noch bekamen die Polen reichlich zu essen, sie jammerten um Brot, rieben sich den Magen und machten große Augen, wenn man ihnen Wurstbrote, die in dem Henkelkorb für den nächsten Zug bereitstanden; eine Dame griff in ihre Tasche, kleine Heringe kaufen und Brot, und sie wurden reichlich satt, sie nahmen es dankbar an. Es werden Verbrecher erwartet, die Hefterinnen auf den Bahnhöfen sind geimpft worden, in den Lazaretten sitzen die Regimentsdamen vor der Tür und schmieren Bohnen, in den Kinderhorten wird gekocht für die Zurückbleibenden, in den großen Schattigen Gärten die Kleinen der Krieger beschäftigt, damit die Mütter auf Arbeit gehen können. Es ist wunderbar, wie alles organisiert ist, wie sich eins ins andere fügt, wie alles klappt, keine Empfindlichkeiten mehr, keine Unterschiede, wer Hände hat zu helfen, hilft. Man erkennt die Damen, die man sonst nur im Gesellschaftskleid sah, nicht wieder in ihren einfachen, blauen Küchenschürzen, den weißen Kitteln, wenn sie, die Schüsseln auf dem Schoß, dasitzen und Gemüse putzen, andere haben sich Wolle gekauft und stricken Strümpfe für die Soldaten, andere nähen Hemden und Wäsche, die Schubladen werden geräumt, alles, was entbehrlich ist, nach dem Roten Kreuz geschickt, man bringt seine Sammelbücher, seine Sparmarken dorthin, es gibt ja keine Scharpie mehr zu zupfen.

Eine Offiziersdame begegnet mir auf dem Bahnhof, sie kommt aus Nachen, hat vier Tage zu der Reise gebraucht, um ihre kranke Mutter zu sehen, sie hat den Kanonendonner von Lüttich gehört und die Verwundeten ins Haus getragen, hat die bestialischen Greuel der Wallonenweiber angesehen mit eigenen

Lied der deutschen Frauen.

Wir haben euch hingegeben und wissen — es mußte so sein . . .
Dem Tode oder zum Leben — — Das weiß nur Gott allein.
Wir wollen in Demut leben zu jedem Geschick bereit.
Es geht ein heilig Wehen durch dieser Tage Leid —

Und geht ein heilig Wehen durch kommender Tage Glück,
Ob weich ein Wiedersehen — kehrt ihr zu uns zurück — !
Ein Glück, gleich keinem großen, das uns bereinst durchglüht,
Da Myrthen und rote Rosen uns selig aufgeblüht — —.

Doch sollter ihr nimmer kehren zurück zu Heim und Herd,
Wir wollen dem Jammer wehren, der unser Herz zerzehrt
Und wissen, vom Held getroffen, das uns zu Boden liegt,
Das schwerer als menschlich Wollen das Weltenschicksal wiegt.

Ihr wurdet im Schlachtenlenker geschmiedet eisenhart.
Glaubt an das Herz, das euer in Kämpfen würdig ward —
Wir haben ohne Beben, noch leuchtet der Hoffnung Schein!
Wir haben euch hingegeben und wissen — es mußte so sein . . .

Hildegard Jaudts-Boernsen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191409132/fragment/page=0002